

CASPAR HIRSCHI · CAMBRIDGE

Konzepte von Fortschritt und Niedergang im Humanismus am Beispiel der „translatio imperii“ und der „translatio studii“

Abstract

The concept of “translatio imperii”, an amalgam of biblical and classical ideas about a succession of world powers, resided in the centre of medieval Salvation history. It contained elements of a cyclic model of time within a teleological framework that could tell both a story of general rise and decline. According to the concept the fall of the Roman Empire would mark the end of the world, by then however the domicile of the Roman Empire could still change. This led to a lasting competition between European powers for the possession of imperial status that became even more complicated when a second concept of translation was implemented by French scholars: the “translatio studii”. In humanist culture this competition was significantly secularised and enforced in two different ways: Many Italian humanists starting with Petrarca rejected the whole notion of a spatial translation of power and wisdom, claimed the heritage of the Roman Empire for Italy and regarded the present state of “imperium” in Germany and “studium” in France as a world upside down. Their attack provoked even fiercer defences by German and French humanists who stuck to the theory of translation but now altered it into a proof of their own nation’s rise and of other nations’ decline. The Last Judgement fell out of the picture; it was replaced by one’s own nation’s future glory. This is how the concept of “translatio imperii et studii” had a second career in the new form of a national salvation history during the early modern period.

Von der christlichen zur nationalen Heilsgeschichte

Die Vorstellung, es gäbe in der Geschichte eine Genealogie der Großreiche, in der eines das andere beerbe, lässt sich bis in die altgriechische Historiographie zurückverfolgen.¹ War diese Vorstellung in der heidnischen Antike in ein zyklisches Geschichtsmodell vom Aufstieg und Niedergang großer Zivilisationen eingepasst, so wurde es im spätantiken Christentum folgenreich umgewertet: Der Akzent lag nicht mehr auf der Wiederholung eines Entwicklungsmusters an einem anderen Ort, sondern auf einem neu gesetzten Endziel aller Reichsabfolgen, dem Jüngsten Gericht. Die Vorstellung vom Kreislauf historischer Prozesse wur-

¹ Goez, Werner: *Translatio Imperii. Ein Beitrag zur Geschichte des Geschichtsdenkens und der politischen Theorien im Mittelalter und in der frühen Neuzeit*, Tübingen 1958, S. 367.

de dabei nicht, wie gerne behauptet wird, von einem linearen Geschichtsverständnis ersetzt,² sondern vielmehr vom Modell einer spiralförmig-teleologischen Geschichte überlagert. Diese folgte nun einer religiösen Bestimmung: Nicht die Hybris der Herrscher oder die Dekadenz einer Zivilisation, sondern der Wille Gottes gab den Ausschlag für den Übergang der Weltherrschaft von einem Reich auf das andere und für das endgültige Aus der Geschichte. Das hieß auch, dass ein Reich in voller Blüte untergehen konnte, ohne Symptome des Niedergangs zu zeigen. Augustinus (354-430) etwa führte die Reichsabfolgen auf plötzliche Katastrophen „per ingentes clades bellicas“, durch gewaltige Niederlagen in Schlachten, zurück.³

Wegweisend für die christliche Lehre der Weltreichsabfolgen wurde der Danielkommentar des Hieronymus (347-420), der ältere christliche und jüdische Deutungen mit hellenistischen Weltreichstheorien verband.⁴ In der Folge konnte die von ihm formulierte Abfolge Assyrer-Meder/Perser-Griechen-Römer entweder als eine Verfallsgeschichte in vier Akten interpretiert werden, gestützt auf Daniels Deutung von Nebukadnezars Traum von der vierteiligen Gestalt mit dem goldenen Haupt, der silbernen Brust, dem kupfernen Bauch und den tönernen eisernen Füßen (Dan. 2.31-45), oder sie konnte in eine Fortschrittserzählung integriert werden, unter Berufung auf die heilsgeschichtliche Sonderstellung Roms als einziges christliches Weltreich. So machte die Weltreichslehre im Mittelalter eine Doppelkarriere als Dekadenz- und Fortschrittstopos. Beide Varianten blieben allerdings fixiert auf die Idee vom Weltende, das jederzeit erwartet wurde.

Voraussetzung für diese Karriere war indes eine geschichtstheologische Hilfskonstruktion, die das Römische Reich auch dann weiter bestehen ließ, als es in den Gotenstürmen untergegangen war, ohne dabei gleich das Weltende eingeläutet zu haben. Man erfand deshalb eine Weltreichswanderungssage im Kleinen, die eine Kontinuität des letzten Reiches bei gleichzeitiger Diskontinuität der Herrschaftsorte und Herrschaftsträger behauptete. So entwickelte sich im frühen Mittelalter die Doktrin einer Translation des römischen Imperiums von den Römern auf die Griechen unter Konstantin dem Großen (gest. 337). Dieser Translation wurde ab der Mitte des 9. Jahrhunderts, also erst nach dem Tod Karls des Großen (748-814),⁵ eine zweite angehängt, diesmal westwärts „a Graecis ad

² Die Opposition zirkuläres antikes vs. lineares mittelalterliches Geschichtsbild geht in mehrerer Hinsicht fehl: Erstens lassen sich schon in antiken Vergangenheitskonzepten lineare Momente ausmachen, und zweitens ist das mittelalterliche Zeitverständnis noch stark zirkulär geprägt; was es vom antiken fundamental unterscheidet, ist seine teleologische Ausrichtung. Zur alten, fragwürdigen Gegenüberstellung vgl. etwa Le Goff, Jacques: *La civilisation de l'Occident médiéval*, Paris 1964, II, 6.

³ Augustinus: *De civitate Dei* IV, 7.

⁴ Goez: *Translatio Imperii*, S. 16-20/25-29 (wie Anm. 1); Krämer, Ulrike: *Translatio imperii et studii*. Zum Geschichts- und Kulturverständnis in der französischen Literatur des Mittelalters und der frühen Neuzeit, Bonn 1996, S. 19-21.

⁵ Karl selbst und seine Zeitgenossen scheinen mit der Kaiserkrönung nicht die Vorstellung einer „translatio“, d.h. einer „formalen Umgestaltung des Reiches bei zeitlicher Kontinuität“, sondern einer

Francos“.⁶ Die angeblich durch den Papst vollzogene Übertragung, die im Byzantinischen Reich natürlich nicht Anerkennung fand, den Papst aber nicht daran hinderte, die Kaiserwürde 962 an den ostfränkischen König Otto I. (912-973) weiterzuverleihen, entwickelte sich im Laufe des Hoch- und Spätmittelalters zu einem Leitkonzept des politischen Denkens und Handelns im papstkirchlichen Raum. Und im Zuge der langen Auseinandersetzungen zwischen dem römisch-deutschen Kaisertum, dem Papsttum und dem französischen Königtum um den Vorrang in der Christenheit erhielt die „translatio imperii“ auch eine umfassende juristische Fundierung.

Im selben Zeitraum wurde die Herrschaft Karls des Großen auch zum Objekt einer zweiten Translationstheorie, jener der „translatio studii“. Spuren dieser Theorie, wonach das Frankenreich Griechenland als Zentrum der Bildung abgelöst habe, lassen sich bereits im Gelehrtenumfeld Karls des Großen ausmachen, etwa bei Alkuin (735-804). Sie folgten antiken Überzeugungen einer notwendigen Einheit von herrschaftlicher und zivilisatorischer Überlegenheit, auf deren Grundlage römische Autoren wie Horaz (Epi. II,1, V. 156/57) und Cicero (Tusc. IV,1) einen Bildungstransfer von den besiegten Griechen zu den siegreichen Römern behauptet hatten.⁷ Zu einer Theorie von politischer Signifikanz stieg die „translatio studii“ aber erst im 13. Jahrhundert auf, verbunden mit dem Anspruch des französischen Königshauses, Paris zum Sitz der christlichen Universalbildung zu erheben. Dazu wurde die berühmte Universität der Stadt als eine Gründung Karls des Großen ausgegeben. Das Konzept der translatio studii erfüllte mehrere ideologische Funktionen: Für die Kapetinger auf dem französischen Thron ging es darum, ihren Erbanspruch auf das fränkische Reich und ihre enge Anbindung an die Kirche zu unterstreichen,⁸ für die Gelehrten an der Pariser Universität, die grosse Nähe ihrer Bildungsinstitution zum König hervorzuheben, mit der Pointe, dass die Macht des Monarchen im Glanz seiner Gelehrten ruhe.

Der Umstand, dass Studium und Imperium, anders als es das imperialistische Herrschaftsideal vorsah, in verschiedenen Händen lagen, gab Anlass zu konkurrierenden theoretischen Entwürfen. Der Kölner Kanoniker Alexander von Roes stellte Mitte des 13. Jahrhunderts einen christlichen „Geschäftsverteilungsplan“

„renovatio Imperii“, einer „formalen Identität des Reiches ohne zeitliche Kontinuität“, verbunden zu haben; Goetz: *Translatio Imperii*, S. 82 (wie Anm. 1).

⁶ Ebd., S. 73f.

⁷ Curtius, Ernst Robert: *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*, Bern ⁷1948, S. 38; Krämer: *Translatio imperii*, S. 38 (wie Anm. 4); zu griechischen Konzepten von „inventio“ und „translatio“ im Bereich der „artes“ vgl. Worstbrock, Franz Josef: *Translatio artium. Über die Herkunft und Entwicklung einer kulturhistorischen Theorie*, in: *Archiv für Kulturgeschichte* 47 (1965), S. 1-22, hier S. 2-5.

⁸ Lusignan, Serge: *L'université de Paris comme composante de l'identité du royaume de France: étude sur le thème de la 'translatio studii'*, in: Babel, Rainer, Jean-Marie Moeglin (Hg.): *Identité régionale et conscience nationale en France et en Allemagne du moyen âge à l'époque moderne*, Sigmaringen 1997, S. 59-72.

auf,⁹ laut dem den Italienern mit der Verwaltung des Papsttums die Seelenpflege oblag, den Deutschen mit der imperialen Herrschaft der Schutz des Leibes und den Franzosen mit dem Studium die Nahrung des Geistes. Damit sollte in naher Zukunft das Schlimmste verhindert werden: die Geburt des Antichristen und das Ende der Zeiten.¹⁰ *Translatio imperii* und *translatio studii* fungierten also als lebensverlängernde Maßnahmen für eine gebrechlich-greise Welt. Mit seinem Vorschlag einer dauerhaften Kompetenzenverteilung blieb Alexander von Roes aber eher allein. Häufiger waren Versuche von Gelehrten, die Aufteilung der Universalgewalt als provisorisches Übel oder sogar als widerrechtlichen Zustand darzustellen, der zugunsten eines Herrschaftsträgers zu beheben sei. So versuchten Juristen im Dienst der französischen Krone, für diese imperiale Vorrechte zu usurpieren, mit dem Ziel, die auf das eigene Territorium beschränkte Amtsgewalt zu einem christlichen Universalreich auszuweiten.¹¹ Man bemühte sich dabei um den Nachweis, dass die Deutschen ihren Anspruch auf den Kaisertitel verspielt hätten. Die provisorische Verteilung des Imperatorenstatus auf mehrere Köpfe trage dem Umstand Rechnung, dass das Universalreich durch den Niedergang der Deutschen in Trümmern liege.¹² Aus solchen und ähnlichen Schachzügen entstand ein hartnäckiges gelehrtes und politisches Seilziehen um den Vorrang in der Christenheit, an dem in erster Linie Anhänger von Kaiser, Papst und französischer Krone beteiligt waren.

Dieses Seilziehen führte im Humanismus zum einen zur Verwerfung der gesamten Translationstheorie und zum andern zu einem weitgehend diesseitigen Wettkampf der Nationen, in dem der Besitz von Studium und Imperium als nationales Prestigeobjekt gehandelt wurde, wobei Ansprüche auf diesen Besitz in der Regel mit nationalen, seltener mit universalen Fortschrittskonzepten verknüpft wurden.¹³ Beide Modelle, die Ablehnung einer Geschichte der wandernden Weltreiche und die Inszenierung einer nationalen Konkurrenz um den Vorrang im papstkirchlichen Raum, wirkten gleichermaßen dynamisierend und säkularisierend. Das Jüngste Gericht verschwand vom Horizont und die Zukunft wurde zu einem Gegenstand der innerweltlichen Betrachtung. Diese Entwicklung, die von der Reformation brüsk aufgehalten, aber nicht endgültig gestoppt wurde, soll im Folgenden anhand einzelner Tiefenbohrungen vom 14. bis ins 16. Jahrhundert genauer betrachtet werden.

⁹ Fuhrmann, Manfred: Alexander von Roes: ein Wegbereiter des Europagedankens?, Heidelberg 1994, S. 31.

¹⁰ Alexander von Roes: *Memoriale* 25, in: Grundmann, Herbert, Hermann Heimpel (Hg.): *Schriften des Alexander von Roes*, Weimar 1949, S. 48f.; ders.: *Noticia Saeculi* 4/12f., in: ebd., S. 70f./84-87.

¹¹ Kämpf, Hellmut: Pierre Dubois und die geistigen Grundlagen des Französischen Nationalbewußtseins um 1300, Leipzig / Berlin 1935, S. 26; Post, Gaines: „Blessed Lady Spain“ – Vincentius Hispanus and Spanish National Imperialism in the Thirteenth Century, in: *Speculum* 29 (1954), S. 198-209, hier S. 208.

¹² Kantorowicz, Ernst H.: *Die zwei Körper des Königs. Eine Studie zur politischen Theologie des Mittelalters*, München 1990, S. 255 (engl. Erstausgabe: Princeton 1957).

¹³ Dazu und zum Folgenden vgl. Hirschi, Caspar: *Wettkampf der Nationen. Konstruktionen einer deutschen Ehrgemeinschaft an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit*, Göttingen 2005.

Petrarcas Verwerfung der Translationstheorie

1347 ereignete sich im papstverwaisten Rom ein politischer Umsturz, an dessen Spitze Cola di Rienzo stand. Der aus ärmlichen Verhältnissen stammende Autodidakt verfolgte das Ziel, die ewige Stadt nach antikem Vorbild umzugestalten und zu alter Größe zurückzuführen. Das Experiment dauerte nur wenige Monate und blieb ohne Erfolg. Dennoch wirkte es fort: Es brachte ideologische Entwürfe Roms und Italiens hervor, die überzeitliche Geltung beanspruchten. Vor allem Petrarcas Anteilnahme an den Ereignissen trug dazu bei, dass die Ideale des römischen Revolutionärs auf den gesamten italienischen Humanismus abfärbten.

Cola di Rienzo rechtfertigte seine Revolte mit unerhörten Argumenten. Er behauptete die ewige Rechtsverbindlichkeit der Römischen Republik, verankert in der „libertas Romana“. Unerhört war nicht nur die historische Erklärung, sondern auch die Wahl der Terminologie. Als Spenderin der römischen Freiheit trat seit der gregorianischen Kirchenreform die Kurie auf. Ihr Freiheitsbegriff war theologischen Inhalts und begründete den päpstlichen Vorrang über die Kirchen der Christenheit. Indem Cola den Begriff säkularisierte und politisierte, wandte er sich nicht nur vom Papst ab, sondern setzte sich symbolisch an seine Stelle. Im einzig erhaltenen Brief an Petrarca vom 28. Juli 1347 bezeichnete er sich als

Durch Verfügung unseres gnädigsten Herrn Jesus Christus: Nicolaus, der Gestrenge und Gnädige, Tribun der Freiheit, des Friedens und der Gerechtigkeit, erlauchter Befreier der Heiligen Römischen Republik!¹⁴

Um Rom wieder zum Zentrum des Imperiums zu machen, reduzierte Cola die *translatio imperii* auf eine „concessio“, das heißt eine vorübergehende Rechtsverleihung, die das Römische Volk bei Fehlverhalten der Verwalter – gemeint war das deutsche Kurfürstenkollegium – zurückziehen könne. Damit leitete er päpstliche Argumente gegen den Kaiser auf seine Mühlen um. Mit seiner „revocatio Imperii“ war das Terrain frei, sich selbst mit universalen Vollmachten auszustatten und die Weltgeltung der Stadt Rom neu zu begründen.

Am 1. August 1347 versammelten sich in Rom auf Einladung Colas 200 Vertreter aus 25 Gemeinden. Der Großteil war aus dem Kirchenstaat, Umbrien und der Toskana angereist. Das Ritual, das der Kaiser-Tribun zu diesem Anlass inszenierte, fällt unters Kapitel nationalisierender „Invention of Tradition“. Cola ließ zweihundert Ringe und Fahnen weihen und vollzog mit dem angeblichen Segen des Papstes eine Wiedervermählung Roms, der verwitweten Trägerin des Imperiums, mit Italien, repräsentiert durch die Gesandten der Kommunen. In dieser Zeremonie krümmte sich die Wanderung des vierten Imperiums Richtung Weltende zu einem Rundgang, der im Ausgangspunkt Rom sein innerweltliches Ziel fand.

¹⁴ „Auctore clementissimo domino nostro Ihesu Christo Nicholaus Seuerus et Clemens, libertatis, pacis iusticieque Tribunus et sacre Romane reipublice liberator illustris“; Cola di Rienzo an Petrarca, Rom, 28. Juli 1347, in: Petrarca, Francesco: Aufrufe zur Errettung Italiens und des Erdkreises. Ausgewählte Briefe, hg. u. üb. von Berte Widmer, Basel 2001, S. 110.

Den Bruch mit der Translationstheorie wirklich vollzogen hat jedoch erst Petrarca. Als Anhänger der antiken Klimalehre, die charakterliche und intellektuelle Eigenschaften von der Qualität des Bodens und des Wetters ableitete, schien ihm die Vorstellung der „*translatio imperii*“ ebenso absurd wie jene der „*translatio studii*“. Auf die Frage gelehrter Zeitgenossen, ob das Römische Reich in Rom verankert sei, antwortete er: „Ist die römische Herrschaft nicht in Rom, bitte, wo ist sie dann?“¹⁵ Herrschaftskontinuität war für ihn an die Identität des Herrschaftsvolkes und des Herrschaftsortes gebunden. Die Ordnung seiner Zeit mit dem Imperium in Deutschland und dem Studium in Frankreich gehörte dem unrechtmäßigen Wirkungsbereich der Fortuna an. Darum unterstützte er die Pläne Cola di Rienzos und rief, nachdem diese gescheitert waren, Karl IV. zur Verlagerung seiner Kaiserresidenz nach Italien auf, während er ihn zugleich wegen seiner angeblichen Ausbildung in Italien zum Italiener erklärte. Als auch dies nichts fruchtete, steckte er seine ganze Hoffnung darin, wenigstens die Päpste zur Rückkehr von Avignon nach Rom zu bewegen.

Mit der „*translatio imperii*“ verwarf Petrarca auch die verschiedenen heilsgeschichtlichen Periodisierungen seiner Zeit.¹⁶ Er selbst teilte die Geschichte in eine „alte“ und eine „neue“ Zeit. Dabei blieb er insofern der Religionsgeschichte verpflichtet, als er die Christianisierung des Römischen Reiches als Epochen-schwelle setzte. Indem er jedoch die Phase nach dem Untergang des weströmischen Reiches bis zu seiner Gegenwart als Finsternis und Barbarei qualifizierte, stellte er die Hierarchie eines dunkeln heidnischen und eines hellen christlichen Zeitalters auf den Kopf.¹⁷ Die neue Geschichte erschien als eine vom Heilsplan unberührte innerweltliche Dekadenz. Und auch in den seltenen Fällen, in denen Petrarca seiner Hoffnung auf eine Erneuerung der altrömischen Sprache und Literatur Ausdruck gab, geschah dies losgelöst von christlicher Geschichtstheologie.

Damit ergab sich eine spannungsreiche Konstellation: Petrarca radikalisierte die Vorstellung vom Niedergang des antiken Römischen Reiches, verneinte aber gleichzeitig den politischen und zivilisatorischen Aufstieg der außeritalienischen Mächte. Eine Erneuerung der antiken Größe konnte aus seiner Sicht nur von Italien aus geschehen, dem zu höherer Kulturleistung prädestinierten Boden.

In der sich selbst zugedachten Rolle als einsame Verkörperung der römischen Zivilisation inmitten von Barbarei musste Petrarca die Doktrin der „*translatio studii*“ mindestens so scharf bekämpfen wie jene der „*translatio imperii*“. Nach 1366 entzündete sich darüber mit französischen Gelehrten ein heftiger Streit. Petrarca hatte Papst Urban V. schon im August 1366 zur Rückkehr nach Rom aufgefordert. Sein Brief wurde bald publik. Anfang des folgenden Jahres hielt

¹⁵ „Si imperium Romanum Rome non est, ubi, queso, est?“ Petrarca an das Volk von Rom, Avignon, Oktober/November 1352, in: ders.: Aufrufe, S. 184 (wie Anm. 14).

¹⁶ Vgl. Hirschi, Caspar: Art. „Mittelalterrezeption“, in: Enzyklopädie der Neuzeit (im Druck).

¹⁷ Ferguson, Wallace K.: Renaissance in Historical Thought. Five Centuries of Interpretation, Cambridge Mass. 1948, S. 8.

Anseau Choquart, Professor für kanonisches Recht in Paris, eine Rede vor dem Papst und den französischen Kardinälen.¹⁸ Choquart war in diplomatischer Mission des französischen Königs unterwegs. Er sollte die Kurie von der Abreise aus Avignon zurückhalten. In seiner Rede betonte er die Sicherheit, den Frieden und die gute Versorgungslage in Frankreich und stellte dem das Chaos und Kriegstreiben in Italien gegenüber. Er lobte die Frömmigkeit der Franzosen und tadelte den schändlichen Ursprung und die frühen Christenverfolgungen der Römer. Er hob die zentrale Lage Avignons im papstkirchlichen Raum hervor und warnte vor der „Demokratie“ in Italien, die Papst und Klerus bedrohe. Am meisten dürfte Petrarca aber Choquarts Argument geärgert haben, Avignon liege in der Nähe der Universität Paris, wo die Wissenschaften seit der *translatio studii* durch Karl den Großen ihren Sitz hätten – und zwar präfiguriert von den antiken Druiden.¹⁹

Auf diese Rede reagierte Petrarca mit einer ersten Schmähschrift. Sie griff vor allem den Anspruch Frankreichs als Sitz des Studiums an. Petrarca argumentierte, dass von den vier Kirchenvätern keiner aus Frankreich gekommen oder dort ausgebildet worden sei. Zwei von ihnen seien geborene Römer und Italiener, ein dritter habe in Italien seine Erziehung und Bildung erhalten, und der vierte habe in Italien zum wahren Glauben gefunden. Weiter behauptete er, man bekomme „*oratores et poete*“ außerhalb Italiens nicht zu hören; Kenner des Lateins seien entweder Italiener oder in Italien geschult.²⁰ Der Text kam im papstverwaisten Avignon rasch in Umlauf. Petrarcas Phrase „*nullus doctus in Gallia*“ wurde aus dem Kontext gelöst und verallgemeinert.²¹ Sein Schreiben provozierte eine erneute Retourkutsche mehrerer französischer Kardinäle. Sie wurde von Jean de Hesdin, einem geistlichen Ritter und Günstling des Kardinals Gui de Boulogne, 1369 zu einer „*Invectiva Contra Francescum Petrarcham*“ gebündelt.²²

Wie Choquart warb Hesdin für den Papstsitz in Avignon mit der politischen Stabilität Frankreichs sowie der guten Versorgungslage. Petrarcas Angriffe parierte er mit einer Aufzählung gelehrter französischer Männer und einem Verweis auf Plato: Dieser habe die Poeten aus dem Gemeinwesen verbannt, so dass Frankreich sie nicht zu vermissen brauche.²³

¹⁸ Simone, Franco: *Il rinascimento Francese: studi e ricerche*, Turin 1961, S. 47-49; Saccaro, Alexander Peter: *Französischer Humanismus des 14. und 15. Jahrhunderts. Studien und Berichte*, München 1975, S. 148f.

¹⁹ Französische Teilübersetzung in Ouy, Gilbert: Paris. *L'un des principaux foyers de l'humanisme en Europe au début du XV^e siècle*, in: *Bulletin de la société de l'histoire de Paris* 94/95 (1967/68), S. 71-98, hier S. 81f.

²⁰ Petrarca: *Epistolae rerum senilium* 9,1,5.

²¹ Die polemische Verkürzung von Petrarcas Behauptung hat ein Weiterleben als angebliche Originalaussage bis in die jüngere wissenschaftliche Literatur gefunden, etwa bei Chastel, André, Robert Klein: *Die Welt des Humanismus. Europa 1480-1530*, München 1963, S. 114f.

²² Gedruckt in: Cocchia, E.: *La polemica del Petrarca col maestro Giovanni da Hesdin per il trasferimento della sede pontificia da Vignone a Roma*. In: *Atti della R. Accademia di archeologia, lettere e belle arti di Napoli*, 7, 1920. S. 93-202.

²³ Ebd., S. 131-34.

Die Invektive Petrarcas gegen Hesdin ist erst auf den 1. März 1373 datiert. Zu diesem Zeitpunkt war der Streit um den Papstszitz schon in den Hintergrund gerückt. Petrarca hielt ihn wahrscheinlich für verloren. Dadurch verselbständigte sich die französisch-italienische Konfrontation. Petrarca machte ganz Frankreich zum Brachland der Geschichte. Leitmotiv der Schrift war die Einebnung Frankreichs und seiner Einwohnerschaft zur gesichtslosen Barbarei. Stellvertretend für alle Franzosen nannte Petrarca Hesdin nie beim Namen, sondern verspottete ihn als „hic barbarus“, „Gallus noster“ oder „Galliculus“. Jegliche Gemeinsamkeiten zwischen Italienern und Franzosen aufgrund von Religion und Kultur wurden verneint. Petrarcas Oppositionsdiskurs lagen weniger die Begriffe „Italia“ und „Gallia“ als „Roma“ und „Gallia“ zugrunde.²⁴ Die Gallia besaß ein konstantes Attribut: „barbarus“. „Bestimmt nämlich“, stellte Petrarca fest, „ist jeder Franzose ein Barbar, aber nicht jeder Barbar ein Franzose“.²⁵

Petrarca klagte den Gallus stellvertretend für alle Franzosen an, sich der wahren Ordnung mutwillig zu widersetzen. Ungeachtet der Barbarennatur, die ihnen „in den Knochen steckt“, stemmten sich die Franzosen gegen die römische Suprematie.²⁶ Hesdin war für Petrarca Repräsentant der verkehrten Welt:

Die Franzosen mögen sich einbilden und glauben, was sie wollen; jedem ist es schließlich freigestellt, von sich und seiner Geschichte in der Phantasie günstige und großartige Meinungen zu konstruieren. Diejenigen, die das tun, sind, wie jener sagt, ‚glücklich in ihrem Irrtum‘.²⁷ In der Tat ist kein Volk gewandter in dieser Kunst als die Franzosen. Im Übrigen mag er denken, was er will, Barbaren bleiben sie trotzdem, und darüber hat unter Gelehrten niemals ein Zweifel bestanden.²⁸

Die Verweigerung der Selbsterkenntnis machte die Franzosen nicht weniger barbarisch, sondern bloß verweichlicht. Einst seien sie wegen ihrer sittlichen Rohheit Franken genannt worden und wirklich wild gewesen. Seit langem aber sehe alles anders aus: Leichtsinnige und fröhliche Menschen seien sie, von gefälligem und ergötzlichem Umgang, gäben sich gerne dem Vergnügen hin und vertrieben ihre Sorgen beim Spielen, Lachen, Singen, Essen und Trinken.²⁹ Alle Attribute der Zivilisation, mit denen sich die Franzosen schmückten – Weinberge, Städte, Universitäten und lateinische Sprache – mündeten in ein groteskes Nachäffen der Römer. Anstatt zu sprechen, produzierten sie wüsten Lärm, anstatt den Wein

²⁴ Im gesamten Text stehen 136 Nennungen von „Roma“ und „Romanus“ deren 26 von „Italia“ und „Ital[ic]us“ gegenüber.

²⁵ „Certe enim omnis Gallus est barbarus, sed non barbarus omnis est gallus.“ *Contra eum qui maledixit Italie*, hg. lat./ital. von Giuliana Crevatin, Venedig 1995, 22.

²⁶ Petrarca: *Contra eum* 4 (wie Anm. 25).

²⁷ Das Zitat stammt von Lukan, der die Todesbereitschaft der Gallier in der Schlacht auf den Reinkarnationsglauben zurückführt, der ihnen von den Druiden eingebläut worden sei; Lukan: *De bello civili* 1,459.

²⁸ „Fingant enim Galli se credantque quod volunt; licet enim cuique de se suisque de rebus opiniones favorabiles atque magnificas animo fabricari, suntque qui hoc faciunt, ut ille ait, ›felices errore suo‹. Ad hoc opus sane nulla gens promptior quam Galli. Ceterum opinetur ut libet, barbari tamen sunt, neque de hoc inter doctos dubitatio unquam fuit; quamvis ne id quidem negem, nec negari posse arbitrer: esse Gallos barbarorum omnium mitiores.“ Petrarca: *Contra eum* 5 (wie Anm. 25).

²⁹ Ebd. 4.

maßvoll zu genießen, tranken sie sich zu Tode.³⁰ Sie lästerten Rom und Christus und bestätigten so laufend die Perversität ihres Selbstbildes.³¹

Mit diesem Pauschalurteil riskierte Petrarca viel. Seine Ausfälle gegen die Sorbonne, die hoch gehandelten Weine aus Beaune und die französischen Städte drohten sich gegen ihn zu kehren. Verknüpft mit dem Topos der verkehrten Welt, bestätigten sie die reale Hegemonie der französischen Kultur und Politik seiner Zeit.

Um diese Hegemonie als falschen Schein zu entlarven, warf sich Petrarca auf die stilistischen Schnitzer in Hesdins Text, denn die französischen Versuche, die eigene Rohheit zu verschleiern, scheiterten ihm zufolge gerade am wichtigsten Zivilisationskriterium: der Eleganz der lateinischen Sprache. Auf der Grundlage dieses Arguments stellte Petrarca eine Logik auf, die den Zustand ganz Frankreichs von sprachlichen Unebenheiten in Hesdins Schrift ableitete.³² Damit unterstrich er zugleich ex negativo das humanistische Credo an die sprachliche Fähigkeiten als Kennzeichen menschlicher Vollkommenheit.

Petrarcas Invektive gegen Jean de Hesdin schloss jeden Wettstreit zwischen Italien und dem Rest der Welt aus, heizte ihn damit aber gerade an. Wie lässt sich dieser Widerspruch von Absicht und Wirkung erklären? Erhellend ist ein Vergleich mit dem ethnographischen Barbarendiskurs der Antike. Die griechische und römische Ethnographie blieb einem Binnendiskurs der „Zivilisierten“ verhaftet. Er war nicht auf die Zustimmung der „Barbarenvölker“ angewiesen. Die kulturelle Kluft war zu offensichtlich. Von ihrer Barbarenidentität erfuhren die betroffenen Völker erst, wenn sie von den Römern unterworfen wurden. Die Stigmatisierung ging dann einher mit dem Versprechen, kollektive Aufnahme in die Zivilisation zu finden. Der römische Barbarendiskurs war dynamisch und flexibel. Kollektive Abgrenzungen verschoben sich mit der Ausdehnung von Herrschaft und Kultur.

Kaum eine literarische Gattung konnte der antiken Ethnographie weniger entsprechen als die Invektive. Angreifen und beleidigen lässt sich nur, wer in den Diskurs eingeschlossen wird. Genau das tat Petrarca. Seine Barbarentheorie sollte von den „Barbaren“ rezipiert werden. Die Grenzen des Diskurses waren über die Grenzen der „zivilisierten“ Gemeinschaft hinaus gezogen. Bedingung dieser Kommunikationssituation war Petrarcas Ablehnung der Gegenwart. Das Motiv der verkehrten Welt führte zu einer verkehrten Appellstruktur. Die Botschaft an gelehrte Franzosen, sich in ihre kollektive Zivilisationsunfähigkeit zu schicken, löste eine Spirale der Ehrverletzung und Ehrrettung aus. So kam ein Diskurs in Gang, dessen Antrieb der kollektive Wettstreit war. Vorerst auf das engere Umfeld der Kurie beschränkt, zog dieser Diskurs unter dem Diktat der Humanisten weitere Kreise.

³⁰ Ebd. 23.

³¹ Ebd. 4/9/12.

³² Ausführlicher dazu Hirschi: Wettkampf der Nationen, S. 199-212 (wie Anm. 13).

Der französischen Antwort auf Petrarcas Invektive ging eine weitere Verschärfung der politischen Situation voraus. Zum einen übernahm die Florentinische Kanzlei im Krieg gegen Gregor XI. (1375-78) Petrarcas Rhetorik und verbreitete sie in Italien. Zum andern wuchsen während des Großen Schismas (1378-1415) die Spannungen zwischen italienischen und französischen Kardinälen weiter. Ende des 14. Jh. holten französische Frühhumanisten zum Gegenschlag aus. Nicolas de Clamanges und Jean de Montreuil verwiesen auf exzellente lateinische Prosa aus französischer Feder und behaupteten, die französische Kultur habe Italien längst überholt. Die argumentative Spitze setzten sie ihrer Gegenschrift aber mit der Verwerfung von Petrarcas Rhetorikverständnis auf: Die französischen Literaten hätten es auch in der Beredsamkeit weiter gebracht als die Italiener, denn wahre eloquentia sei der sapientia untergeordnet; letztere aber gehe Petrarca und den Italienern ab.

Trotz ihrer Entrüstung bewunderten die französischen Gelehrten die italienischen Frühhumanisten und übernahmen viele ihre Ideale bereitwillig. Petrarca wurde angegriffen, gleichzeitig aber akribisch studiert und imitiert. Hier war der Wille am Werk, die Spieße umzukehren, Italien mit seinen eigenen Waffen zu schlagen – und die „translatio studii ad Francos“ dauerhaft zu bestätigen.

Im italienischen Humanismus des 15. Jahrhunderts dagegen wurde Petrarcas Ablehnung der Translationslehre historisch untermauert.³³ Leonardo Bruni ließ den Niedergang Roms schon mit dem Ende der Römischen Republik beginnen; Karl den Großen anerkannte er als Begründer der italienischen Städteblüte, kappte aber zwischen dem Römischen und dem Fränkischen Reich jede Verbindung, sei sie nun kultureller oder politischer Art; das Reich der Deutschen war ihm nur noch eine „Quelle des Verbrechens“.³⁴ Umso heller strahlte dafür Florenz, das Neue Rom am Arno, das für Bruni am Anfang seiner hegemonialen Mission in Italien stand. Flavio Biondo dagegen hielt das Römische Reich erst mit der Plünderung Roms durch den Gotenkönig Alarich im Jahr 410 für erloschen und gliederte die italienische Geschichte von da an nach profanen Kriterien in drei „Decades“; den Beginn der letzten setzte er 1402 an, ohne sie aber inhaltlich von der vorangegangenen „Dekade“ abzugrenzen. Die Vorstellung einer politischen Nachfolge des Imperiums ließ er ebenso fallen wie die einer Übertragung des Studiums in Staaten außerhalb Italiens.³⁵

Während italienische Humanisten das Ende der Antike politik- und kulturgeschichtlich begründeten, entwickelten sie den Gedanken ihrer Wiedergeburt meist nur auf kulturgeschichtlicher Basis. Lorenzo Valla, der vom Imperium der lateinischen Sprache redete und die Humanisten damit implizit zu Kulturkaisern

³³ Zum Folgenden vgl. Hirschi: Art. Mittelalterrezeption (wie Anm. 16).

³⁴ Bruni, Leonardo: History of the Florentine People, lat./engl., hg. und übt. von James Hankins, Cambridge Mass. / London 2001, Bd. 1, I, S. 80.

³⁵ Biondo, Flavio: Historiarum ab Inclinatione Romanorum Imperii decades, Venedig 1483.

der Gegenwart kürte, leuchtete darin vielen als Vorbild.³⁶ Für die Literatur wurde das Ende der Barbarei häufig mit Dante, Boccaccio und Petrarca markiert, für die Kunst mit Cimabue und Giotto. Konkretisiert wurde die neue, dreistufige Periodisierung erst Mitte des 16. Jahrhunderts durch Giorgio Vasari. Er bezeichnete die kulturelle Erneuerung erstmals als „rinascita“ und unterschied in Architektur und Kunst nach einer „maniera antiqua“ bis Konstantin, einer „maniera vecchia“ von Konstantin bis Cimabue und einer „maniera moderna“ bis zu seiner Gegenwart.³⁷ Wie seit Petrarca üblich, lastete er den Niedergang der antiken Kunst den Barbaren an und erklärte die maniera vecchia zur gotischen bzw. deutschen Erfindung, behaftet mit allen Mängeln der Unförmigkeit.³⁸ Gegen die Translationslehre musste dabei gar nicht mehr polemisiert werden: Außer einer Schar kurialer Humanisten, die dem Papst die hohe Würde des Reichstranslators erhalten wollten, ließen die meisten italienischen Humanisten stillschweigend von der traditionellen Heilsgeschichte ab.

Die nationalistische Translationslehre im deutschen Humanismus

Die deutschen Humanisten übernahmen von ihren italienischen Vorbildern zwar die Diagnose einer verrohten Gegenwartskultur, als deren Überwinder sie auftraten und bei den Reichseliten bis hinauf zum Kaiser auch Gehör fanden; im gleichen Zug entwarfen sie aber nationale Ruhmesgeschichten, um das italienische Barbarenstigma abzuschütteln. Diese komplementäre Strategie ihrer „Antibarbaries“ – Vorwurf der Unbildung nach innen, Beweis der hohen Zivilisiertheit nach außen – war mit einem umfassenden Fortschrittsversprechen verbunden.³⁹ Zentral für dieses Versprechen war aber die Verteidigung der *translatio imperii* als Ausweis des eigenen Vorrangs unter den Nationen. Von ihrer aufschiebenden Wirkung auf das Weltende war dabei kaum mehr die Rede; vom christlichen Heilsplan blieb nur das Skelett als geduldiger Träger neuer Inhalte. Dass das Kaisertum zu Recht und endgültig in deutschen Händen liege, wurde historisch-meritokratisch begründet. Die *translatio imperii* sei den Taten Karls des Großen zu verdanken, und da Karl ein Deutscher gewesen sei, kämen seine Verdienste auf das deutsche Gemeinschaftskonto. Wie aber konnte der anachronistische Beweis von Karls Nationalität erbracht werden? Dafür kamen vor allem zwei Argumentationen ins Spiel:

³⁶ Valla, Lorenzo: *Elegantiarum libri sex*, in: *Prosatori Latini del Quattrocento*, hg. von Eugenio Garin, Mailand / Neapel 1952, S. 594-631, hier S. 596-598.

³⁷ Voss, Jürgen: *Das Mittelalter im historischen Denken Frankreichs. Untersuchungen zur Geschichte des Mittelalterbegriffes und der Mittelalterbewertung von der zweiten Hälfte des 16. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts*, München 1972, S. 24f.

³⁸ Germann, Georg: *Dal Gothic Taste al Gothic Revival*, in: Castelnovo, Enrico, Giuseppe Sergi (Hg.): *Arti e storia nel Medioevo, IV: Il Medioevo al passato e al presente*, Turin 2004, S. 391-438.

³⁹ Ausführlicher dazu Hirschi: *Wettkampf der Nationen*, S. 302-319 (wie Anm. 13).

Erstens fand man in karolingischen Chroniken, allen voran in Einhards „Vita Karoli Magni“, ⁴⁰ Hinweise auf Karls Mundart, die man heute als altfränkisch bezeichnen würde; da es sich zweifellos um ein germanisches Idiom handelte, deklarieren es deutsche Humanisten sogleich als deutsch. Aufgrund des häufig genannten Prinzips, dass sich eine Nation durch eigene „lingua et mores“ auszeichne, war Karl damit als Deutscher ausgewiesen.

Zweitens fand man im „Corpus Iuris Canonici“ eine eher beiläufige Bemerkung, die man nationalistisch uminterpretieren konnte. Im Dekretal „Venerabilem“, das Papst Innozenz III. 1202 ausgestellt hatte, stand die Formulierung, der apostolische Stuhl habe „das Römische Reich in der Person Karls des Großen von den Griechen auf die Deutschen übertragen“. ⁴¹ Die Aussage war Teil einer Bestimmung, die den Rechtsstatus der Römischen Königswahl durch die Kurfürsten im Verhältnis zur päpstlichen Kaiserkrönung zu regeln versuchte. Der päpstliche Rechtstext vertrat die Auffassung, dass sich die „translatio in Germanos“ seit den Ottonen im *aktiven* Wahlrecht der Kurfürsten niedergeschlagen habe, dass jedoch der Papst darin nur einen unverbindlichen Vorschlag für seine Kaiserwahl zu sehen habe. ⁴² Die deutschen Humanisten dagegen leiteten aus dem Dekretal „Venerabilem“ auch ein *passives* Wahlrecht der Deutschen ab – eine Interpretation, die im Dekretal nicht angelegt war, ⁴³ denn dieses hatte eine andere Einschränkung des passiven Wahlrechts vorgenommen: Von der Kaiserwahl ausgeschlossen waren ihm zufolge Exkommunizierte, Tyrannen, Idioten, Häretiker und Heiden. ⁴⁴ Die Frage nach den päpstlichen Kompetenzen dagegen stellte sich für die deutschen Humanisten nicht mehr, da sich das Problem um 1500 längst erübrigt hatte. Die konkrete politische Stoßrichtung ihrer Interpretation zielte gegen die französischen Ansprüche auf die Kaiserkrone, und sie sollte, wie weiter unten gezeigt wird, bald im politischen Tagesgeschäft auf der europäischen Bühne zum Tragen kommen.

⁴⁰ Auf die Bemerkung, Karl habe den Winden und Monaten Namen in seiner „propria lingua“ gegeben, zählte Einhard diese einzeln auf; ihres althochdeutschen Klanges wegen kamen sie den deutschen Humanisten höchst gelegen; Einhard: Vita Karoli Magni, lat./dt., Stuttgart 1995, 29.

⁴¹ „praesertim, quum ad eos ius et potestas huiusmodi ab apostolica sede pervenerit, quae Romanum Imperium in personam magnifici Caroli a Graecis transtulit in Germanos.“ Richter, Emil Ludwig (Hg.): Corpus Iuris Canonici, Bd. 2: Decretalium Collectiones. o. O. 1881, Sp. 79-82, hier Sp. 80.

⁴² Zu den Entstehungszusammenhängen des Dekretale „Venerabilem“ vgl. u.a. Hugelmann, Karl Gottfried: Die deutsche Königswahl im corpus iuris canonici, Breslau 1909, S. 43-97.

⁴³ Die nationalistische Fehlinterpretation des Dekretals wurde den Humanisten von Rechtsgelehrten des 15. Jahrhunderts vermittelt: Der Basler Kanonist Peter von Andlau hatte Friedrich III. 1460 einen „Libellus de Caesarea monarchia“ gewidmet und darin festgehalten, die päpstliche translatio imperii „in inclitam nacionem Germanorum“ sei „active et passive“ zu verstehen. Dabei berief er sich auf Nicolaus de Tudeschis, gen. Panormitanus (1368-1445), der am Basler Konzil gewirkt und gegen die juristische Lehrmeinung das Dekretal „Venerabilem“ neu ausgelegt hatte; Peter von Andlau: Libellus de Caesarea Monarchia. Kaiser und Reich, hg. lat./dt. von Rainer A. Müller, Frankfurt a. M. / Leipzig 1998, 2, Titel 3, S. 186f.; zu Peters einseitigem Rückbezug auf Panormitanus bei der nationalen Beschränkung des passiven Königswahlrechts vgl. Hürbin, Joseph: Peter von Andlau. Der Verfasser des ersten deutschen Reichsstaatsrechts. Ein Beitrag zur Geschichte des Humanismus am Oberrhein im 15. Jahrhundert, Straßburg 1897, S. 145f.

⁴⁴ Corpus Iuris Canonici, Bd. 2, Sp. 80 (wie Anm. 41).

Die Fehlinterpretation des Dekretals durch deutsche Humanisten wurde in eine nationale Meistererzählung integriert, in der die *translatio imperii* als längst fälliger Nachvollzug der deutschen Vorherrschaft in der Welt dargestellt wurde. Man konstruierte dazu ein nationales Altertum, indem man Deutsche und Germanen genealogisch gleichschaltete.⁴⁵ Aus der wiederentdeckten „Germania“ des Tacitus zog man alle Passagen, die man als nationale Ehrenmeldung verwerten konnte, die anderen wischte man in der Regel unter den Tisch. Mit Hilfe von weiteren antiken Schriften versuchte man, jedes gewonnene Scharmützel gegen die antiken Römer zur Vorleistung für die *translatio imperii* umzudeuten. Für einige Humanisten hatte die deutsche Weltherrschaft schon in der Spätantike begonnen, direkt im Anschluss an den Zerfall des Römerreiches. Johannes Cochlaeus etwa konstatierte, dass die Stämme, „die der einstigen Herrin der Welt Rom und dem ganzen Italien so viele Niederlagen zufügten, es besiegten und zugrunde richteten, Deutsche waren“.⁴⁶ Und Johannes Aventin bilanzierte, dass „die groben unglaublichen Teutschen allenthalben die oberhand“ gewonnen hätten.⁴⁷

Zum Leitmotiv einer nationalen Fortschrittsgeschichte wurde die Translationslehre aber erst durch die deutsche Inanspruchnahme einer „*translatio studii ad Germanos*“, und zwar für die Gegenwart oder nahe Zukunft. Hier erreichte die hochtrabende Selbstinszenierung der Humanisten ihren Höhepunkt, traten sie doch selbst als Vollzieher des Bildungstransfers auf. Schon 1491 wünschte sich Conrad Celtis, als er von einer Bildungsreise nach Italien zurückkehrte, „*litterarum splendorem ad Germanos commigrasse*“.⁴⁸ Wie sehr er dabei von mittelalterlichen Vorstellungen Abstand genommen und die humanistische Bildungshierarchie verinnerlicht hatte, verdeutlicht seine selbstverständliche Annahme, dass das Studium jetzt in Italien – und nicht etwa in Frankreich – beheimatet sei. Den Weg zur Ablösung der Italiener zeichnete er in typisch humanistischer Manier: von der *imitatio* zur *aemulatio* zur *superatio*. Um dieses Ziel zu erreichen, wollte er in Deutschland eine Platonische Akademie nach italienischem Vorbild gründen, in der sich Herrscher und Humanisten auf gleicher Augenhöhe begegneten. Initiative auf organisatorischer Ebene ergriff Celtis aber erst 1495. Im Gegensatz zu den Akademien in Florenz und Rom schwebte ihm eine virtuelle Dachgemeinschaft von Gelehrten und Machträgern vor, die ganz Deutschland umfasste. Diese „*Sodalitas litteraria per Germaniam*“ stellte die frühe Projektion einer Ge-

⁴⁵ Ausführlicher dazu Hirschi: *Wettkampf der Nationen*, S. 320-325 (wie Anm. 13).

⁴⁶ „dicte gentes, que mundi dominam olim Romam totamque Italiam tot cladibus affecere, vicere, pesundedere, Germani fuere.“ Cochlaeus, Johannes: *Brevis descriptio Germaniae* (1512) mit der Deutschlandkarte des Erhard Etzlaub von 1512, hg. und üb. von Karl Langosch, Darmstadt 1960, S. 56f.

⁴⁷ Aventin, Johannes: *Bayerische Chronik*. In: Johannes Turmair's sämtliche Werke, München 1883/86, 2,396, Bd. 1, S. 1119.

⁴⁸ Celtis an Sixtus Tucher, Ingolstadt 1491, in: ders.: *Briefwechsel*, hg. von Hans Rupprich, München 1934, S. 32.

lehrtengemeinschaft dar, die eine Nation repräsentierte.⁴⁹ In institutioneller Hinsicht sah aber alles bescheidener aus als auf dem Papier. Die deutsche Sodalitas erfuhr ihre stärkste Konkretisierung in der Briefpost an Conrad Celtis, die er unter der Rubrik aufbewahrte: „Libri epistolarum et carminum Sodalitatis litterariae ad Conradum Celten“.⁵⁰ Auf diese Weise kam sogar der Kaiser zu einer Mitgliedschaft. Dennoch ist Celtis' virtuelle deutsche Gelehrtengegemeinschaft nicht als bloße Fiktion oder stilistische Spielerei zu beurteilen, sondern als „Entwurf eines noch zu schaffenden humanistischen Netzwerks“, das Deutschland zum neuen universalen Bildungszentrum aufbauen sollte.⁵¹

Dieses Netzwerk nahm in den Jahren vor der Reformation tatsächlich Gestalt an. Seine Verknüpfungen liefen nicht in einer zentralen Schaltstelle zusammen, sondern in regionalen Knotenpunkten. Die Sodalitates waren im städtischen Leben verankert, mit Verbindung zu nahen Fürstenhöfen. Ihre Konzentration im oberdeutschen Raum hing damit zusammen, dass die Dichte humanistischer Bildung in nördlicher und östlicher Richtung abnahm.

Worauf der Anspruch auf eine „translatio studii ad Germanos“ letztlich abzielte, verdeutlichen die Ausführungen von Sebastian Brant in seinem Ende des 15. Jahrhunderts geschriebenen Lob des Buchdrucks als deutsche Erfindung. Brant beschrieb den Buchdruck in einem Lobbrief an seinen Verleger als tausendfach beschleunigtes „Von-alleine-Schreiben“. Dieses komme nicht nur Gelehrten und Studenten, sondern der ganzen Menschheit zugute. Die bewegten Lettern eröffneten Bildungschancen für jedermann, sie seien Motor der Zivilisierung und Egalisierung und ein Hinweis dafür, dass der translatio imperii demnächst eine translatio studii folgen werde.⁵² Habe Deutschland, so Brant, schon jetzt einen Cicero, Vergil und Hesiod, so trete bald auch ein Homer aus seiner Mitte. Er prophezeite Deutschland die menscheitsbeglückende Einheit von Macht und Bildung, wie sie die großen Weltherrschaften, jene des Augustus und Karls des Großen, vorge-

⁴⁹ Bezeichnungen für gelehrte Freundeskreise mit regelmässigen Zusammenkünften gab es im Humanismus viele, wobei sie sich semantisch kaum voneinander unterschieden: Von den Begriffen „academia“, „contubernium“, „coetus“, „sodalitas“ oder „sodalitium“ war derjenige der Akademie aber der prestigeträchtigste, da er den Vergleich zum Gelehrtenkreis Platons und Sokrates' heraufbeschwor. Dass er sich im deutschen Humanismus trotz florentinischen, römischen und neapolitanischen Vorbildern nicht durchsetzte, könnte damit zusammenhängen, dass die Reichsuniversitäten den Akademiebegriff zusehends für sich beanspruchten; Klaniczay, Tibor: Celtis und die Sodalitas litteraria per Germaniam, in: Buck, August, Martin Bircher (Hg.): *Respublica Guelpherbytana*. FS für Paul Raabe, Amsterdam 1987, S. 79-105, hier S. 89/104f.

⁵⁰ Zit. nach ders.: Die Akademie als die Organisation der intellektuellen Elite in der Renaissance, in: Buck, August, ders. (Hg.): *Sozialgeschichtliche Fragestellungen in der Renaissanceforschung*, Wiesbaden 1992, S. 1-15, hier S. 13.

⁵¹ Müller, Jan-Dirk: Konrad Peutinger und die Sodalitas Peutingeriana, in: Füssel, Stephan, Jan Pirożyński (Hg.): *Der polnische Humanismus und die europäischen Sodalitäten*, Wiesbaden 1997, S. 167-186, hier S. 173f.

⁵² Brant, Sebastian: *Ad dominum Johannem Bergmann de Olpe*, in: ders.: *Kleine Texte*, hg. von Thomas Wilhelmi. 3 Bde. Stuttgart / Bad Cannstatt 1998, Bd. 2, 228, S. 392-394; lat./dt. in Auszügen in Schnur, Harry C. (Hg.): *Lateinische Gedichte deutscher Humanisten*. Lateinisch und Deutsch, Stuttgart 1966, S. 16-21.

lebt hätten. Der Buchdruck läutete für Brant keine neue Epoche ein, warf das Alte nicht über den Haufen, sondern brachte die Deutschen auf neuen Wegen zurück zu ihrer Bestimmung aus der Karolingerzeit.⁵³ Seien die Deutschen immer „durch Treue und Waffen“ aufgefallen, so würden sie bald „an Einfallsreichtum, Gelehrsamkeit und dichterischer Eingebung überlegen sein und alle Männer der Welt besiegen“. Diesen Sieg, der nicht einer einzelnen Person, sondern dem „Germanum ingenium“ zu verdanken sei, konnte Brant nicht genug feiern:

Was den weisen Griechen, den kundigen Welschen verborgen blieb, das erfand das deutsche Genie: die neuste Kunst. Sage mir, der du Italiens Boden bebaust: was hast du, das sich mit gleichem Wert einer solchen Erfindung misst? Frankreich, das du so stolz Nacken und Stirne erhebst, zeige doch ein Werk, das sich mit diesem vergleicht! Sagt, ob ihr noch weiterhin die Deutschen Barbaren nennt, da doch dieses Werk allein ihrer Kunst zu verdanken ist? Glaube mir, bald wirst du sehen (ja, platze nur vor Neid, Römer!), wie die Musen am Ufer des Rheins Sitz nehmen.⁵⁴

Dieser nationalistische Optimismus humanistischer Autoren war ein Spezifikum des Zeitalters Maximilians I. Nach dessen Tod 1519 änderte sich das Klima rasch.⁵⁵ Durch das internationale Kandidatenfeld für die anstehende Kaiserwahl wurden die schöngeistigen Translationstheorien plötzlich zum Gegenstand tagespolitischer Debatten. Neben Maximilians Enkel Karl, der damals schon Spanischer König war, starteten auch Franz I. und Heinrich VIII. eine Wahlkampagne, was in Deutschland die Angst vor einem Raub des Imperiums schürte und das passive Königswahlrecht erneut zum Gegenstand juristischer Gutachten werden ließ. Die Situation war paradox: Einerseits hatten reichsinterne Kandidaten gegen die Könige von Spanien, Frankreich und England mit ihren prall gefüllten Wahlkampfkassen keine Chance. Andererseits trieb die Königswähler die Frage um, ob ein Ausländer überhaupt wählbar sei. So sahen sich die Kandidaten aufgefordert, ihr Deutschtum oder zumindest ihre Verwandtschaft mit den Deutschen zu beweisen. Diese Situation war für den europäischen Hochadel, der sich jenseits nationaler Grenzen bewegte, ungewöhnlich. Die dynastische Geblütsideologie wurde in einen nationalen Rahmen gezwängt, das adlige Einheitskonzept von Blut und Charakter um die Sprache ergänzt.

Einige Monate vor der Wahl forderte Kurfürst Friedrich von Sachsen Gelehrte der Wittenberger Universität und Räte seines Vetters Georg von Sachsen auf, Gutachten zu erstellen, „wie es in der wal eines Romischen konigs sol gehalten

⁵³ Mertens, Dieter: Mittelalterbilder in der frühen Neuzeit, in: Althoff, Gerd (Hg.): Die Deutschen und ihr Mittelalter. Themen und Funktionen moderner Geschichtsbilder vom Mittelalter, Darmstadt 1992, S. 29-54, hier S. 36.

⁵⁴ „Quae doctos latuit graecos, Italosque peritos / Ars nova, Germano venit ab ingenio. / Dic age si quid habes lacialis cultur agelli: / Quod tali invento par sit, et aequivalens? / Gallia tuque, adeo: recta ceruice, superbam / Quae praefers frontem: par tamen exhibe opus: / Dicite si post hac videatur barbara vena: / Germanis: quorum hic prodiit arte labor? Crede mihi, cernes (rumparis Romule quamvis) / Pierides rhaeni mox colere arva sui. / Nec solum insigni probitate excellere et armis: / Germanos orbis scaeptra tenere simul: / Quin etiam ingenio, studiis, musisque beatis: / Praestare: et cunctos vince-re in orbe viros.“ Brant: Ad dominum, V. 17-30 (wie Anm. 52).

⁵⁵ Vgl. Hirschi: Wettkampf der Nationen, S. 389-401 (wie Anm. 13).

werden nach ordnung der recht, ob auch seiner von einer andern denn Teutscher nacion moge gewelt werden“.⁵⁶ Die sieben Gutachter kamen – wiederum auf der zweifelhaften Basis des Dekretals „Venerabilem“ – zum Schluss, der Römische Kaiser müsse ein Deutscher sein.⁵⁷ Wurde Karl von Spanien dieses Prädikat attestiert, so fand der Französische König nicht einmal seine Abstammung von Karl dem Großen bestätigt.

In den Monaten nach seiner Wahl stand Karl V. im Reich auf dem Höhepunkt seiner Popularität. Noch hatte den in Spanien Weilenden niemand zu Gesicht bekommen, aber für Adlige wie Städter war er Projektionsfläche aller möglichen Anliegen.⁵⁸ Die humanistischen Träger der frühreformatorischen Bewegung erhoben ihn zum neuen Nationalhelden, der die deutsche Nation vom römischen Joch befreie und Frankreich in die Schranken weise. Hutten begrüßte den jungen Kaiser als „widerbringer der teutschen freyheit“ und Luther auserkor „den deutschenn[!] keyßer“ zum Haupt seiner Kirchenreform.⁵⁹

Einen ersten Dämpfer erlitten diese Hoffnungen, als Karl aus seiner Treue zur Römischen Kirche keinen Hehl machte und Luther den Kampf erklärte. Nach dem Reichstag von Worms 1521 reiste der König aus Deutschland ab, ohne den Reichsverband eingehend kennengelernt, geschweige denn ein politisches Netzwerk aufgebaut zu haben. Mit ihm verschwanden auch die nationalistischen Töne, die Karls Ansehen im Reich begründet hatten.

Ausblick in die Neuzeit

Den größten Knick erhielt der nationalistische Fortschrittsglaube deutscher Humanisten jedoch durch die Reformation, die Deutschland nicht, wie anfänglich erhofft, zur reinigenden Kraft in der Christenheit machte, sondern zur gespaltenen Nation werden ließ.

Zu Luthers wirkungsvollsten Werbebotschaften für den evangelischen Glauben gehörte die pausenlose Verkündigung des nahen Weltendes, das in breiten Bevölkerungsschichten noch immer große Ängste auslöste. Zudem förderte das Zeitgeschehen die Aufnahmebereitschaft für seine düsteren Visionen. 1521 eroberte Süleiman II. den Balkan, 1522/23 nahm er Rhodos ein, 1526 fiel das Königreich Ungarn, und 1529 wurde Wien über Monate belagert.

Die Koinzidenz von Türkenangriff und Glaubensspaltung wühlte auch die deutschen Gelehrtenkreise auf. Man nahm die Ereignisse als doppelten Ansturm end-

⁵⁶ Zit. nach Klippel, Rainer: Die Aufnahme der Schriften Lupolds von Bebenburg im deutschen Humanismus. Diss. Phil. Masch, Frankfurt a. M. 1954, S. 102.

⁵⁷ Zu den sächsischen Gutachten vgl. die Ausführungen in den RTA, J. R., Bd. 1, S. 621-29.

⁵⁸ Kohler, Alfred: Karl V. 1500-1558. Eine Biographie. München 1999, S. 72.

⁵⁹ Hutten: Gespräch büchlin herr Vlrichs von Hutten, in: ders.: Deutsche Schriften. Bd. 1, hg. von Heinz Mettke, Leipzig 1972, S. 1-188., hier S. 85; Luther, Martin: An den christlichen Adel deutscher Nation, in: WA, Bd. 6, S. 465,18.

zeitlicher Boten wahr. Reformatorischen Humanisten erschien die Reformation als letzte Rettung, katholischen als letzte Verführung vor dem Menschheitskollaps. Und Alt- wie Neugläubige sahen in den Türken gleichermaßen die Zuchtrute Gottes, Gog und Magog, Antichrist oder alles zusammen.⁶⁰ Dem hielt die optimistische Zukunftsperspektive des humanistischen Nationalismus nicht Stand. Es war geradezu ein Zeichen von Optimismus, wenn der protestantische Humanist Georg Sabinus die Türken (in Anlehnung an Enea Silvio Piccolomini) zu Skythen und Hunnen barbarisierte und eine personifizierte Germania zur Verteidigung des Vaterlandes mahnte.⁶¹

Die eschatologische Ergriffenheit der Gelehrten fand ihren Niederschlag in einer Rückkehr der mittelalterlichen Weltchronistik. Die Heilsgeschichte, vom humanistischen Nationalismus soeben entwertet, wurde wieder instand gesetzt. Eine Exponentin dieser Restauration war die „Chronik des Carion“, ein Gemeinschaftswerk aus dem Umfeld Melanchthons. Im 16. Jahrhundert erhielt das schlichte, der heilsgeschichtlichen Chronologie verpflichtete Werk Dutzende deutscher und lateinischer Auflagen.⁶² Der humanistischen Behauptung, das Römische Reich sei unter deutscher Verwaltung zu voller Blüte gelangt, stellte die Chronik den biblischen Danieltraum entgegen: Die Macht der Weltreiche habe stetig abgenommen, besonders aber „nachdem die kaiserliche Erhabenheit auf die Deutschen übertragen worden ist“.⁶³

Luther selbst tat ein Übriges, um der nationalistisch gewendeten Translationslehre den argumentativen Boden zu entziehen. Seine eigene originelle Theorie der *translatio imperii* entwickelte er 1520 unter dem Eindruck von Lorenzo Vallas philologischem Fälschungsbeweis der Konstantinischen Schenkung, den Ulrich von Hutten kurz zuvor veröffentlicht hatte.⁶⁴ Luther erklärte die Übertragung des Römischen Reichs auf die Deutschen kurzerhand für Unrecht. Der Papst habe nicht wegnehmen und weitergeben können, was ihm nie gehört habe. Damit aber nicht genug: Das Römische Reich, das vierte nach dem Traum des Daniel, sei zum Zeitpunkt der Translation längst zerstört gewesen – eine Vorstellung, die zu Luthers Endzeiterwartung passte. Den Deutschen habe der Papst ein „ander Römisch reich“ gegeben, mit dem Ergebnis, dass die Deutschen „des Bapsts knecht

⁶⁰ Luther: Vom kriege widder die Türcken, in: WA, Bd. 30/2, S. 140-142; Aventin, Johannes: Ain war-nus und anzaigung der ursach, warumb got der her dem Türken als ainem verfolger christlichen glau-bens und namens so viel sigs wider uns christen gebe [...] durch Johannem Aventinum beschriben, als der türkisch kaiser im jar 1529 vor Wien lag, in: Johannes Turmair's Sämmtliche Werke. Bd. 1, München 1881, S. 171-242, hier S. 197; zu Melanchthon, Johannes Carion und Hermann Bonus vgl. Goez: *Translatio Imperii*, S. 265f/278f (wie Anm. 1).

⁶¹ Es ist wohl kein Zufall, dass Sabinus diese Verse in den Jahren nach der Abwehr der Türken vor Wien komponiert hat, die dem Weltende nochmals Aufschub gewährt hatte; Sabinus, Georg: *Ad Germaniam*, in: Kühlmann, Wilhelm, Robert Seidel, Hermann Wiegand (Hg.): *Humanistische Lyrik des 16. Jahrhunderts*, Frankfurt a. M. 1997, S. 526f.

⁶² Goez: *Translatio Imperii*, S. 258/260f. (wie Anm. 1).

⁶³ „[...] postquam imperatoria celsitudo ad Germanos translata est“; zit. nach Goez: *Translatio Imperii*, S. 265 (wie Anm. 1).

⁶⁴ Luther: An den christlichen Adel deutscher Nation, in: WA, Bd. 6, S. 462-65.

wurden“. War die Translation päpstliche Willkür, so entsprang sie doch einem göttlichen Entschluss, denn der Herr wirke „zu weylen durch vorreterey boser, untrewer menschen“. ⁶⁵ Auf den Erwerb des Reichs konnten sich die Deutschen aber nichts einbilden:

Darumb wie niemand kann das fur grosz achten, das yhm ein reich wirt zuteyllet, szonderlich szo er ein Christen ist, so mugen wir Deutschen auch nit hoch faren, das uns ein new Romisch reich ist zugewendet, den es ist fur seinen [i.e. Gottes] augen ein schlechte gabe, die er den aller untuchtigsten das mehrmal gibt. ⁶⁶

Damit hatte Luther jegliche Verbindung zu den nationalen Verdiensttheorien deutscher Humanisten gekappt. Seine Theologie stumpfte die Geschichte als Lanze im Wettkampf der Nationen ab. Waren die humanistischen Nationalisten bestrebt, den Deutschen eine große Vergangenheit zu errichten, so reduzierte sie Luther bis zur Bedeutungslosigkeit: „Got dem Hern ists ein klein ding, reych und furstenthum hyn und her werffen“. ⁶⁷

Ganz zum Erliegen kam die Vorstellung eines nationalen Fortschritts, der durch den Erhalt von Imperium und Studium gekrönt werde, aber auch im konfessionellen Zeitalter nicht. Zwar wurde die juristische Fundierung der Translationslehre schon Ende des 16. Jahrhunderts aufgegeben – auch an der Kurie –, aber immer dann, wenn ein Staat eine hegemoniale Stellung errang, wurde die alte Idee der Reichsübertragung wieder attraktiv, weil sie den aktuellen Machtstrukturen den Schein einer höheren Notwendigkeit gab. So griff man noch im England des 18. Jahrhunderts gerne auf die alte Vorstellung einer Westwärtsbewegung von Imperium und Studium zurück, ⁶⁸ um das First British Empire als Erfüllung einer gottgewollten Teleologie darzustellen, die von Griechenland über Rom nach England geführt habe. ⁶⁹ Dankbare Abnehmer fand die Translationslehre schließlich auch unter den Siedlern in den englischen Kolonien Nordamerikas; für diese war die Westwärtsbewegung von Imperium und Studium in England noch nicht zum Stillstand gekommen. Schon lange vor der Gründung der Vereinigten Staaten war eine amerikanische Version der Translationslehre weit verbreitet, etwa durch George Berkeleys (1685-1753) 1752 erstmals publizierte „Verses on the Prospect of Planting Arts and Learning in America“. Im frühen 19. Jahrhundert schrieb John Adams (1735-1826), der zweite Präsident der USA, in einem Brief an Benjamin Rush:

⁶⁵ Erst in hohem Alter, 1545, gelangte Luther zur Auffassung, die translatio imperii durch den Papst habe nicht stattgefunden. Den „Bapstesel“ ließ er wissen: „Die Deudschen haben das Römische reich nicht von deinen gnaden, sondern von Carolo Magno und von den Keisern zu Constantinopel, du hast nicht ein harbreit davon gegeben, aber unmesslich viel hastdu davon gestolen [...]“. Luther: Wider das Papsttum zu Rom, vom Teufel gestiftet, in: WA, Bd. 54, S. 298.

⁶⁶ Luther: An den christlichen Adel deutscher Nation, in: WA, Bd. 6, S. 463, 19-23.

⁶⁷ Ebd.

⁶⁸ Goez: Translatio Imperii, S. 117 (wie Anm. 1).

⁶⁹ Silverman, Kenneth: A Cultural History of the American Revolution. Painting, Music, Literature, and the Theatre in the Colonies and the United States from the Treaty of Paris to the Inauguration of George Washington, 1763-1789, New York 1976, S. 9f.

There is nothing [...] more ancient in my memory than the observation that arts, sciences, and empire had traveled westward; and in conversation it was always added since I was a child that their next leap would be over the Atlantic into America.⁷⁰

Von Anfang an sahen sich die Vereinigten Staaten als „Republican Empire“, „das die Reihe der historischen Grossreiche der Antike ebenso wie die der europäischen Imperien unter veränderten Rahmenbedingungen fortführte“.⁷¹ Auch hier noch stand die Idee der „translatio imperii et studii“ im Dienst einer Dialektik, die den angeblichen Fortschritt der eigenen Nation in Beziehung zum Niedergang anderer Nationen setzte. Bemerkenswert ist, dass diese Idee in Nordamerika schon formuliert wurde, lange bevor die USA den europäischen Staaten, was die außenpolitische Macht und kulturelle Ausstrahlung anging, den Rang tatsächlich ablaufen sollte.

⁷⁰ Zit. nach ebd.

⁷¹ Fröschl, Thomas M.: Atlantische Revolution, in: Völker-Rasor, Anette (Hg.): Frühe Neuzeit, München 2000, S. 107-124, hier S. 117f.